

Zeitschrift: Der Friede : Monatsschrift für Friedens- und Schiedsgerichtsbewegung
Herausgeber: Schweizerische Friedensgesellschaft
Band: - (1910)
Heft: 17-18

Artikel: Aus der Friedenskongress-Predigt
Autor: Hallberg, H. E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-801742>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Begriff vom Wohlklang des Schwedischen gab, für die Mitwirkung der Frauen in der Friedenssache eintrat. Ihre Ausführungen lauteten ungefähr: Das Friedensproblem kann nicht ohne eine Seelenwandlung gelöst werden. Die Männer, welche mittelst Weltorganisationen für den Frieden arbeiten, brauchen deshalb zu Verbündeten die Frauen — besonders die Mütter — die mit Hilfe neuer Anschauungen und Sitten die Menschenseelen neu gestalten. Die Verkünder des Christentums haben sehr oft ihre Mission versäumt. Begingen die Frauen denselben Fehler, dann würden all ihre erworbenen Rechte, auch das Stimmrecht, nur wenig für Hebung der menschlichen Gesellschaft beitragen. Die nächste und höchste Aufgabe der Frau ist es, den Aberglauben an die Notwendigkeit und den Nutzen des Krieges aus den Menschenseelen auszurotten. Ehe das geschehen ist, wird trotz aller Arbeit der Männer für und durch Weltorganisationen der Friede kein wirklicher, kein dauernder sein. Nur eine Seelenwandlung kann ihm Sicherheit gewähren.

Möge Schweden, stolz auf seine Vergangenheit, im Glanze seiner treu gehüteten Freiheit, ergeben ernster, gewissenhafter Arbeit, jedem Kulturfortschritt zugetan, eine treue Hüterin des Friedensgedankens bleiben; denn nur unter dem Glanz dieses Himmelslichtes gedeiht Glück und Wohlergehen der Völker. K. W.

— o —

Aus der Friedenskongress-Predigt

von Hofprediger H. E. Hallberg,
im Hauptgottesdienste in Storkyrkan in Stockholm
am 31. Juli 1910.

Wir Christen haben nicht so, wie wir sollten, die Herzenstüren ganz für Christi Geist geöffnet. Wir haben sie nur halb für ihn aufgemacht. So stark und mächtig, wie dieser Geist ist, hat er wohl im grossen und ganzen die Richtung für die Entwicklung der Gemeinwesen angeben dürfen, doch kaum anders, als wenn ein Schiff unter Kreuzen vorwärts gebracht wird. Das Grosse der Entwicklung der Gemeinwesen ist noch nicht völlig gebläht worden von dem Geisteswind des Christentums. Daher ist es gekommen, dass Christi Frieden, obgleich er stärker ist als aller Welt Unfriede, es noch nicht zu Wege gebracht hat, den Unfrieden nur so weit unschädlich zu machen, dass

erdrückten sie mit ihrer Wucht, und bald war die ganze Grube bis an den Rand in einen wimmelnden Kessel voll blutüberströmter, teils lebender, teils toter Menschen verwandelt. Ueberall starrten hilflose Arme empor, deren Finger sich krampfhaft zusammenkrallten und nach allem Greifbaren fassten. Wer einmal in diese Falle geraten war, der war rettungslos verloren, denn Hunderte von blinden, starken Händen packten ihn wie eiserne Zangen an den Beinen, an den Kleidern, in den Augenhöhlen, hielten ihn nieder und würgten ihn. Viele rannten wie betrunken gerade auf die Drahthecken los, blieben darin hängen und schrien, bis eine Kugel ihrem Leben ein Ende machte.

Ueberhaupt, meinte er, waren alle wie betrunken: einige schimpften ganz fürchterlich, andere lachten, wenn der stachelige Draht sie am Arm oder am Bein packte, und brachen tot zusammen, ehe sie sich's versahen. Er selbst hatte seit dem frühen Morgen nichts gegessen noch getrunken und war in ganz seltsamer Verfassung: er hatte Schwindelanfälle, und sein Angstgefühl wich bisweilen einer wilden Ekstase — der Ekstase der Angst. Als jemand neben ihm ein Lied anstimmte, nahm er die Melodie auf, andere fielen ein, und bald bildete sich ein ganzer Chor. Er wusste nicht mehr, was sie sangen, doch war es

die rohe Gewalt abgesetzt wäre als Richter bei den Streitigkeiten der Völker. Unsere Halbheit und Trägheit in unserem Verhältnisse zu unserem Herrn und Heilande hat dies verschuldet. Es hat uns gemangelt an Begeisterung für Christus und sein Friedensreich und damit auch an Kraft, es zum Siege zu führen im Zusammenleben der Völker.

In dem vertraulichen Umgange mit Freunden, wo wir wussten, dass kein Chauvinist uns hörte und dass kein Missverständnis uns mit falscher Auslegung bedrohte, da konnten wir ausdrücken, was unsere Herzen fühlten: wie schlecht nämlich die vorhandenen internationalen Beziehungen innerhalb der Christenheit zu dem Herrn und König der Christenheit passen, dem grossen Friedefürsten, zu ihm, der gekommen ist, damit „alle Rüstung derer, die sich mit Ungestüm rüsten, und die blutigen Kleider verbrannt werden, und mit Feuer verzehrt werden“, und wie nötig es ist, dass wir Christen besser und bewusster die Verwirklichung des grossen Friedens ins Auge fassen und ihr kräftiger entgegenstreben. Allerdings haben wir in der Öffentlichkeit, in der Volksversammlung, in der Literatur und Presse von der Friedensangelegenheit nicht ganz geschwiegen; aber wir haben unstreitig am öftesten unsere „Wenn“ und „Aber“ lassen lauter reden als die Sache selbst und stärker wirken als unsere Lust und Kraft, sie ihrem Siege entgegenzuführen. Und in unseren Kirchen haben wir Geistliche — etwas, was natürlich an und für sich gut gewesen ist und wie sich gebührt — zusammen mit der Gemeinde für die „Kriegsmacht zu Wasser und zu Lande“ gebetet, die den Auftrag hat, unser Land gegen Ueberfälle zu schützen; aber wir haben nicht kräftig genug darauf hingewiesen, dass schon der Bedarf einer Kriegsmacht vom Uebel ist und immer mehr aus der Welt geschafft werden muss. Und ebensowenig haben wir, wie es sich gehört, betont, dass die Tat eines Kriegsmannes — lass sie schön und erhaben sein, solange sie beseelt ist von einer schönen und hehren Liebe zu dem eigenen Lande und dem eigenen Volke — doch nicht eine Tat der Lebensfreude und des Lebensglanzes ist, sondern eine solche des Todesschmerzes und der Trauer, und dass es ein Hohn gegen alles Edle ist, was in des Menschen Brust wohnt, in einer solchen Handlung den leichten Sinn blühen zu lassen. — — —

etwas sehr Lustiges, ein Tanzlied. Ja, sie sangen — und alles ringsum war rot von Blut. Der Himmel selbst erschien rot, und man konnte glauben, dass im Weltall eine Katastrophe, eine seltsame Umwälzung eingetreten sei, bei der alle Farben — die blaue, die grüne und die anderen ruhigeren Farben — verschwunden wären und nur das grelle Rot geblieben sei, in dem die Sonne jetzt wie in bengalischem Licht erstrahlte.

„Das rote Lachen“, sagte ich.

Er verstand mich nicht.

„Ja, sie lachten auch“, fuhr er fort. „Ich erzählte dir schon davon... Wie Betrunkene lachten sie. Kann sogar sein, dass sie tanzten, einige wenigstens... Jene drei wenigstens, von denen ich dir sagte, die sprangen ganz so umher, als ob sie tanzten...“

Er erinnerte sich ganz klar: als die Kugel ihm die Brust durchbohrte und er zusammenbrach, machten seine Beine, bis er das Bewusstsein verlor, eine ganze Weile noch Tanzbewegungen, als ob er einem Partner zutanzte. Auch jetzt noch gedachte er dieser Attacke mit einer sonderbar gemischten Empfindung: teils mit Schrecken, teils mit dem heimlichen Wunsche, noch einmal dasselbe zu erleben.

Das muss anders werden! Es muss uns mehr und mehr klar und immer tiefer von uns gefasst werden, sowohl im Willen wie im Vorsatz, dass es wider Gott streitet, wenn der Fortschritt der Völker in anderen Stücken dadurch aufgewogen und wertlos gemacht wird, dass auch ihre Reizbarkeit entwickelt wird und ihre Empfindlichkeit in bezug auf selbstsüchtige, das Wohl des Nächsten übersehende Interessen und ihre Lust, diese Interessen mit Eisen und Blut gelten zu machen.

Nein, vorwärts in allen Stücken auf dem Wege hin zu dem idealen Menschenleben! Immer kräftiger voraus! Dicht heran an den Friedefürsten, der das grosse Herz der Menschheit ist! Immer näher hin zu ihm, damit sein Geist uns beseele, sein Bild immer klarer vor uns her strahle, sein Kreuz immer innerlicher uns einigen möge! Dann wird Friede und Einigkeit unter uns blühen, und alle unsere Beziehungen zu einander, auch die internationalen, können geregelt werden mit Recht und Gerechtigkeit, Billigkeit und Barmherzigkeit, nicht mit Gewalt. Dann kann auch damit begonnen werden, „die Waffen niederzulegen“, und sie werden wirklich niedergelegt werden. — — —

—o—

Den Zweiflern ins Stammbuch!

Von Konrad Schulthess (Zürich).

Es gibt eine Gattung Leute — und deren Zahl ist gross — die eine ganz eigenartige Stellung der Friedensbewegung gegenüber einnehmen. Es sind keine Feinde, aber auch keine Freunde unserer Bestrebungen. Im Grunde haben sie gegen unsere Ansichten eigentlich nichts einzuwenden, und doch wollen sie nicht mitmachen. Wenn wir ihnen jeweils unsere Ansichten auseinandersetzen, dann schütteln sie nur ungläubig den Kopf und sagen wohl: „Ja, ja das sind ja recht schöne und gute Gedanken. Gewiss wäre es für die Menschheit ein Glück, wenn die Kriege verschwinden würden, aber — es sind und bleiben eben Ideale, d. h. die Verwirklichung dieser Ideen ist einfach unmöglich.“ Zur Bekräftigung ihrer Aussage holen sie dann einen alten, abgebrauchten Ladenhüter hervor: die Kriege seien immer dagewesen und werden da sein, solange es eben Menschen gebe. Auch der Versuch, die Leute zum Frieden zu erziehen,

sei vergeblich. Der Mensch sei nun einmal kriegerisch veranlagt, und dies zu ändern, sei vollkommen unmöglich. Mit diesem „wichtigen“ Argument glauben sie sowohl die Friedensfrage wie die Friedensbewegung ein für allemal gründlich abgetan zu haben.

Sollte wirklich die Erziehung zum Frieden unmöglich sein? „Unmöglich?“ rief Mirabeau seinem Schreiber zu, „ne me dites jamais cette bête de mot.“ In der Tat, liegt nicht in diesem Worte ein Geständnis der eigenen Schwäche, nicht minder aber auch ein Zeichen von Trägheit? Zu allen Zeiten hat es Leute gegeben, die nicht mitmachen wollten, wenn ein Häuflein Menschen auf irgend einem Gebiete des menschlichen Lebens eine neue und grosse Idee zu verbreiten und zu verwirklichen suchten. Im Prinzip sind diese Leute mit den neuen Ansichten einverstanden, aber sich zu ihnen coram publico bekennen, dazu gebracht es ihnen an Mut. Nur ja keinen Anstoss erregen bei den lieben Gevattern und Basen. Das ist ihre Maxime. Nur ja nichts ändern am Alten, es ist ja so gut, und diesen neuen, umstürzlerischen Ideen darf man nie trauen. Also lassen wir es, wie es bisher gewesen, wir fahren sicher besser damit. Es sind dies dieselben Menschentypen, welche einst Eisenbahn und Dampfschiff für baren Unsinn erklärten und nach denen die Menschheit hätte ewig in der Postkutsche auf der Erde herumrutschen sollen. Aber es kam anders. So wie sie in jenem Punkte Unrecht hatten, so gewiss auch in ihren Ansichten über die Friedensbewegung. Wenn diese Konservativsten der Konservativen behaupten, die Erziehung der Menschen zum Frieden sei unmöglich, dann irren sie sich gewaltig. Ich bin in der Lage, diesen Leuten mit einem Beispiel aus unserm eigenen Vaterland aufzuwarten, das schlagend das Gegenteil dieser Behauptung beweist. Es handelt sich um eine Beobachtung, die Rousseau an den Genfern gemacht hat.

In seinen „*Considérations sur le Gouvernement de Pologne*“, und zwar im Artikel „*L'Armée nationale*“ schreibt Rousseau wörtlich: „J'ai vu le temps qu'à Genève les bourgeois manœuvraient beaucoup mieux que des troupes réglées; mais les magistrats, trouvant que cela jetait dans la bourgeoisie un esprit militaire qui n'allait pas à leurs vues, ont pris peine à étouffer cette émulation, et n'ont que trop bien réussi.“

„Und wieder durch die Brust geschossen zu werden?“ fragte ich ihn.

„Nun, nicht jede Kugel trifft. Aber es wäre doch hübsch, Kamerad, wenn man so einen Tapferkeitsorden bekäme.“

Er lag auf dem Rücken, gelb, mit eingefallenen Augen, spitzer Nase und jäh hervortretenden Backenknochen, er glich beinahe schon einem Toten — und träumte von einem Orden. Seine Wunde eiterte stark, er hatte hohes Fieber, und in drei Tagen konnte er möglicherweise schon nach der Totengrube wandern — und er lag träumerisch lächelnd da und sprach von einem Orden.

„Hast du deiner Mutter telegraphiert?“ fragte ich.

Er sah mich erschrocken, doch zugleich finster und böse an und antwortete nicht. Auch ich schwieg, und man vernahm das Aechzen und Phantasieren der Verwundeten. Als ich jedoch aufstand, um zu gehen, fasste er mit seiner heissen, immer noch nervigen Hand nach meiner Hand, presste sie stark und richtete seine tiefliegenden, glühenden Augen mit gramvoll-unstäten Ausdruck auf mich.

„Sag' mal — was ist das alles, wie? Was ist das?“ fragte er angstvoll zugleich und drängend, während er an meiner Hand zerrte.

„Was?“

„Nun, überhaupt... das alles hier. Sie erwartet mich ja... aber ich kann doch nicht zu ihr! Das Vaterland — lässt sie sich's denn klarmachen, was das ist — das Vaterland!“

„Das rote Lachen“, antwortete ich.

„Ach! Du kommst immer mit deinen Scherzen, ich rede aber im Ernst. Man muss ihr das doch auseinandersetzen — aber lässt sie sich's denn sagen? Wenn du wüsstest, was sie mir alles schreibt! Was sie alles schreibt! Und weisst du, ihre Worte haben... so etwas... Graues! Uebrigens, was seh' ich?“ sagte er plötzlich lächelnd, während er neugierig meinen Kopf betrachtete und mit dem Finger danach tippte — „du bist grau geworden! Hast du es schon bemerkt?“

„Es gibt hier leider keine Spiegel...“

„Es sind hier viele grau und kahl geworden. Hör' mal, reich' mir doch einen Spiegel! Ich fühle, dass auch mir weisse Haare aus dem Schädel wachsen. Einen Spiegel, bitte... rasch, rasch!“

Er begann zu phantasieren, er weinte und schrie, und ich verliess das Lazarett.

An diesem Abend veranstalteten wir eine Festlichkeit — eine seltsame, traurige Festlichkeit, bei der mitten unter den Gästen die Schatten der Toten weil-